

dtv

Las Vegas. Hochsicherheitsgefängnis, Psychiatrische Abteilung. Eine Mörderin legt ein Geständnis ab. Angeblich gehört sie einer mächtigen Geheimorganisation an, deren Ziel es ist, das Böse zu bekämpfen. Mittels geheimnisvoller NT-Knarren, die Herz- oder Schlaganfälle verursachen können, habe sie die Welt von Entführern, Pädophilen und Kofferbombnern befreit. Eine schier unglaubliche Geschichte erzählt Jane Charlotte dem Gefängnispsychiater. Einige ihrer Aussagen lassen sich tatsächlich belegen. Aber was ist wahr und was erfunden? Ist sie völlig verrückt, lügt sie – oder geht da in Wirklichkeit etwas ganz anderes vor sich?

»Ruff steuert die Leser so raffiniert und rapide durch ein Labyrinth der Zweifel, Widersprüche, Doppelungen und unerwarteten Wendungen, dass sich selbst sein großes Vorbild Philip K. Dick bei dieser – nebenbei sehr witzigen – Tour de Force ein Schleudertrauma zugezogen hätte.« (Der Spiegel)

Matt Ruff, 1965 in New York geboren, wuchs als Sohn eines lutherischen Pfarrers in Queens auf. Er studierte Englische Literatur und Creative Writing und lebt heute in Seattle, Washington. Seine Romane haben schon Hunderttausende von Lesern begeistert. Weitere Informationen unter www.by-mattruf.com

Matt Ruff

Bad Monkeys

Roman

Deutsch von
Giovanni und Ditte Bandini

dtv

Von Matt Ruff
sind bei dtv außerdem erschienen:
Fool on the Hill (20749)
G.A.S. (20758)
Ich und die anderen (20890)
Mirage (21594)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Ungekürzte Ausgabe 2009
4. Auflage 2016
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags
© 2007 Matt Ruff
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›Bad Monkeys‹ (HarperCollins, New York 2007)
© 2008 der deutschsprachigen Ausgabe:
Carl Hanser Verlag, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung unter Verwendung
einer Grafik von Will Staehle
Satz: Satz für Satz. Wangen im Allgäu
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21179-6

*Hierauf sagte Kain zu seinem Bruder Abel:
Gehen wir aufs Feld ...*

– Genesis 4,8

*Gewissen: die innere Stimme, die uns sagt,
dass jemand zuschauen könnte.*

– H.L. Mencken

Weißes Zimmer (i)

Es ist ein Zimmer, wie es sich ein einfallsloser Stückeschreiber ausdenken könnte, während er auf ein weißes Blatt starrt: Weiße Wände. Weiße Decke. Weißer Fußboden. Nicht völlig, aber hinreichend leer, um den Verdacht aufkommen zu lassen, dass die wenigen vorhandenen Gegenstände eine entscheidende Rolle in dem bevorstehenden Drama spielen werden.

Eine Frau sitzt auf einem von zwei Stühlen an einem rechteckigen weißen Tisch. Ihre Hände liegen, mit Handschellen gefesselt, vor ihr; sie trägt einen orangefarbenen Gefängnisoverall, dessen grelle Farbe in all dem Weiß stumpf wirkt. An der Wand, über dem Tisch, hängt das Foto eines lächelnden Politikers. Gelegentlich wirft die Frau einen Blick auf das Foto oder auf die Tür, den einzigen Ausgang aus dem Zimmer, aber meistens starrt sie auf ihre Hände und wartet.

Die Tür öffnet sich. Ein Mann in weißem Kittel tritt ein und bringt weitere Requisiten mit: eine Aktenmappe und einen Minirecorder.

»Hallo«, sagt er. »Jane Charlotte?«

»Anwesend«, sagt sie.

»Ich bin Dr. Vale.« Er schließt die Tür und kommt an den Tisch. »Ich bin hier, um mich mit Ihnen zu unterhalten, wenn's Ihnen recht ist.« Als sie die Achseln zuckt, fragt er: »Wissen Sie, wo Sie sind?«

»Wenn die das Zimmer nicht in der Zwischenzeit verlegt haben ...« Dann: »Las Vegas, Strafvollzugsanstalt Clark County. Beklopptentrakt.«

»Und Sie wissen, warum Sie hier sind?«

»Ich bin im Gefängnis, weil ich jemand getötet habe, den ich nicht hätte töten sollen«, sagt sie nüchtern. »Warum ich in diesem Zimmer bin, mit Ihnen – das hängt vermutlich mit dem zusammen, was ich den Detectives gesagt habe, die mich festgenommen haben.«

»Ja.« Er deutet auf den leeren Stuhl. »Darf ich mich setzen?«

Ein weiteres Achselzucken. Er setzt sich. Er hält sich den Recorder vor den Mund und sagt auf: »5. Juni 2002, ungefähr 9.45 Uhr. Dr. Richard Vale im Gespräch mit Untersuchungsperson Jane Charlotte, wohnhaft ... Wie lautet Ihre derzeitige Heimataadresse?«

»Ich bin zur Zeit irgendwie unbeheimatet.«

»... ohne festen Wohnsitz.« Er stellt den weiterhin eingeschalteten Recorder auf den Tisch und schlägt die Mappe auf. »So ... Sie haben den festnehmenden Beamten gesagt, dass Sie für eine Geheimorganisation zur Verbrechensbekämpfung namens ›Bad Monkeys‹ arbeiten.«

»Nein«, sagt sie.

»Nein?«

»Wir bekämpfen nicht das Verbrechen, wir bekämpfen das Böse. Das ist nicht das Gleiche. Und Bad Monkeys ist der Name meiner Abteilung. Die Organisation als Ganzes hat keinen Namen – jedenfalls kenne ich keinen. Sie ist einfach nur ›die Organisation‹.«

»Und was bedeutet ›Bad Monkeys‹?«

»Das ist ein Deckname«, sagt sie. »Jede Abteilung hat einen. Die offiziellen Namen sind so lang und kompliziert, dass sie nur für Briefköpfe taugen, also denken sich die Leute Kurzformen aus. Wie die Verwaltung, offiziell ist das ›Die Abteilung für optimale Nutzung von Sach- und Humanressourcen‹, aber jeder nennt sie bloß ›Kosten-Nutzen‹. Und die Nachrichtendienstler, die sind ›Die Abteilung für ubiquitäre intermittierende Observierung‹, aber mündlich sind sie bloß ›Panopticon‹. Und dann gibt's noch meine Gruppe, ›Die Ab-

teilung für die finale Ausschaltung nicht zu rettender Personen« ...«

»Nicht zu rettende Personen.« Der Arzt lächelt. »*Bad Monkeys*: Schlechte Affen.«

»Genau.«

»Aber sollte es dann nicht besser *Bad Apes* heißen?« Als sie nicht antwortet, fängt er an zu erklären. »Apes, also Menschenaffen, sind mit dem Menschen näher verwandt als –«

»Sie channeln Phil«, sagt sie.

»Was?«

»Sie quatschen wie mein kleiner Bruder. Der ist auch so ein Haarspalter.« Sie zuckt die Achseln. »Ja, streng genommen sollte es wohl *apes* heißen und nicht *monkeys*. Und streng genommen«, sie hebt die Hände und lässt die Kette rasseln, »sollten die Dinger hier Hand*gelenk*schellen heißen. Tun sie aber nicht.«

»Worin besteht Ihre Arbeit bei Bad Monkeys«, fragt der Arzt, »also was tun Sie? Böse Menschen bestrafen?«

»Nein. Normalerweise töten wir sie einfach.«

»Und Töten ist keine Strafe?«

»Nur dann, wenn man's tut, um jemand irgendwas heimzuzahlen. Aber das ist nicht das Ziel der Organisation. Wir versuchen lediglich, die Welt zu einem besseren Ort zu machen.«

»Indem Sie böse Menschen töten.«

»Nicht *alle*. Nur die, bei denen Kosten-Nutzen zu dem Schluss kommt, dass sie durch ihre weitere Existenz erheblich mehr Schaden anrichten würden als Gutes tun.«

»Macht es Ihnen etwas aus, Menschen zu töten?«

»Eigentlich nicht. Es ist nicht so, als wenn man Polizist wär. Ich meine, Bullen, die haben es mit allen möglichen Leuten zu tun, und manchmal müssen die im Namen des Gesetzes Typen einbuchen, die eigentlich gar nicht so schlimm sind. Ich kann mir schon vorstellen, dass einen das in Gewissenskonflikte stürzen kann. Aber die Typen, die wir bei Bad Mon-

keys uns vorknöpfen, sind keine von der Sorte, die einem gemischte Gefühle verursachen.«

»Und der Mann, wegen dessen Tötung Sie verhaftet wurden, Mr. –«

»Dixon«, sagt sie. »Der war kein schlechter Affe.«

»Nicht?«

»Er war ein Arschloch. Ich konnte ihn nicht leiden. Aber er war nicht böse.«

»Warum haben Sie ihn dann getötet?«

Sie schüttelt den Kopf. »Ich kann Ihnen das nicht einfach so erklären. Selbst wenn ich davon ausgehen würde, dass Sie mir glauben, ergibt die Sache nur dann einen Sinn, wenn ich Ihnen zuerst alles andere erzähle. Aber das ist eine zu lange Geschichte.«

»Ich habe heute Vormittag nichts anderes vor.«

»Nein, ich meine, es ist eine *lange* Geschichte. Heute Vormittag könnte ich Ihnen vielleicht die Einleitung erzählen; für die ganze Sache würde ich Tage brauchen.«

»Es ist Ihnen doch klar, dass Sie noch eine Weile hierbleiben werden.«

»Natürlich«, sagt sie. »Ich bin eine Mörderin. Aber das ist noch kein Grund, dass *Sie* Ihre Zeit verplempern sollten.«

»*Wollen* Sie die Geschichte erzählen?«

»Ein Teil von mir will das bestimmt. Ich meine, schließlich hätte ich den Bullen gegenüber ja kein Wort von Bad Monkeys zu sagen brauchen.«

»Also bitte – wenn Sie bereit sind zu erzählen, bin ich bereit zuzuhören.«

»Sie werden bloß denken, dass ich verrückt bin. Das tun Sie wahrscheinlich sowieso schon.«

»Ich werde mich bemühen, unvoreingenommen zu bleiben.«

»Das wird nichts nützen.«

»Warum fangen wir nicht einfach an und sehen, wie es läuft?«, schlägt der Arzt vor. »Erzählen Sie mir doch, wie Sie

überhaupt mit der Organisation in Kontakt gekommen sind. Wie lange haben Sie für sie gearbeitet?«

»Ungefähr acht Monate. Rekrutiert haben die mich letztes Jahr, nachdem die Türme vom World Trade Center eingestürzt sind. Aber das ist nicht der eigentliche Anfang. Das erste Mal, als sich unsere Wege gekreuzt haben, da war ich noch ein Teenager.«

»Wie kam es dazu?«

»Ich bin in eine Bad-Monkeys-Operation reingestolpert. So werden viele rekrutiert: Sie sind zur falschen Zeit am falschen Ort, sie geraten in eine Veranstaltung, und obwohl sie nicht so recht kapieren, was da eigentlich abläuft, zeigen sie so viel Potential, dass die Organisation auf sie aufmerksam wird. Und irgendwann – vielleicht Tage, vielleicht Jahrzehnte später – gibt's einen Job zu erledigen, und ›Frisches Blut‹ stattet ihnen einen Besuch ab.«

»Dann erzählen Sie mir doch von der Operation, in die *Sie* hineingestolpert sind.«

»Tja, angefangen hat das alles, als ich eines Tages darauf gekommen bin, dass der Hausmeister meiner Highschool der Würengel war ...«

Nancy Drew, neu konzipiert als schlechte Saat

Es war im Herbst 1979. Ich war vierzehn Jahre alt und von zu Hause weggeschickt worden, zu meinem Onkel und zu meiner Tante.

Wo war »zu Hause« ?

San Francisco. Das Haight-Ashbury-Viertel. Charlie Mansons einstiges Revier.

Warum wurden Sie weggeschickt?

Vor allem, damit meine Mom mich nicht erwürgte. Wir hatten schon das ganze Jahr so ziemlich nonstop Krach gehabt, aber gegen Ende des Sommers wurd's richtig übel. Sie wissen schon, mit Prügeln und so.

Worüber haben Sie sich gestritten?

Das Übliche. Jungs. Drogen. Dass ich die ganze Nacht mit Freunden durch die Gegend zog. Dazu kam noch mein Bruder. Mein Dad hatte sich ein paar Jahre vorher abgesetzt, und um uns durchzubringen, arbeitete meine Mom zwölf Stunden am Tag, was ihr auf den Geist ging, und ich sollte währenddessen auf Phil aufpassen, was *mir* auf den Geist ging.

Wie alt war Phil?

Zehn. *Reife* zehn, ich meine, er war gescheit genug, keinen Fußbodenreiniger zu trinken und die Wohnung nicht in Brand zu stecken. Außerdem war er so ein richtig verinnerlichter Junge, wissen Sie, von der Sorte, die, wenn sie ein Buch zu lesen hat, stundenlang dasitzen kann, ohne sich vom Fleck zu rühren. Was mit ein Grund war, warum ich überhaupt nicht einsah, dass ich auf ihn aufpassen sollte: Da gab's nix aufpassen. Das war, als würde man bei einem Stein babysitten.

Was ich also stattdessen meist gemacht hab – ich bin mit Phil aus dem Hause und hab ihn irgendwo abgestellt, dann bin ich los und hab mein eigenes Ding gemacht, und später bin ich zurück und hab ihn wieder eingesammelt. Und wenn meine Mom vor uns nach Haus kam, oder wenn sich rausstellte, dass sie von der Arbeit aus angerufen hatte, um zu checken, ob alles klar wär, da hab ich einfach irgend'ne Geschichte erzählt, von wegen, ich wär mit Phil im Zoo gewesen oder so – und Phil hat das dann immer bestätigt, weil ich ihm gedroht habe, dass ich ihn sonst an die Zigeuner verkaufen würde.

Das ging eine Zeitlang gut, aber irgendwann hat's meine Mutter geschnallt. Einmal bin ich mit Phil erst abends um neun heimgekommen, und sie wusste, dass der Zoo so spät nicht mehr aufhatte. Das andere Mal, da haben die mich in einem Plattenladen beim Klauen erwischt, und bis ich mich da rausgeredet hatte, war die Bücherei, wo ich Phil abgesetzt hatte, schon zu. Eine der Angestellten hat ihn im Magazin gefunden und die Polizei informiert.

Nach dieser Sache ist zwischen meiner Mutter und mir richtig der Krieg ausgebrochen. Sie hat angefangen, mich ihre »schlechte Saat« zu nennen, meinte, ich hätte meine Gene anscheinend allesamt von meinem Vater gekriegt, diesem Dreckskerl und Versager. Im Nachhinein kann ich ihr eigentlich keinen Vorwurf machen – an ihrer Stelle hätte ich auch ganz schön rumgepöbelt –, aber damals war mein Standpunkt: »Hey, *ich* hab nicht um einen kleinen Bruder gebeten, ich hab mich nicht darum gerissen, Ersatzmama zu spielen, und wenn du schon jetzt meinst, dass ich ›schlechte Saat‹ bin, dann wart mal ab, bis ich mir richtig Mühe gebe, diesen Titel zu verdienen!«

Sie sagen, Ihre Auseinandersetzungen wären gewalttätig geworden.

Ja. Hauptsächlich Ohrfeigen und An-den-Haaren-Ziehen. Ich hab genauso viel ausgeteilt wie eingesteckt – wir waren ungefähr gleich groß –, von Kindesmisshandlung kann also

keine Rede sein. Eher von Prügeleien. Aber sie hatte mehr Wut im Bauch als ich, und gelegentlich eskalierte die Sache, und sie hat sich mit Waffen versorgt: Gürtel, Teller, was gerade in Reichweite war. Und wie gesagt, ich teilte so viel aus, wie ich einsteckte, aber langfristig war das kein gesunder Trend.

Was war mit Ihrem Bruder? Wie war die Beziehung Ihrer Mutter zu ihm?

Ah, sie liebte Phil. Natürlich. Er war ja der Pflegeleichte von uns beiden.

Hat sie Zuneigung ihm gegenüber gezeigt?

Sie hat nie mit Tellern nach ihm geschmissen. Was sonstige Zärtlichkeiten angeht, weiß ich nicht, vielleicht hat sie ihn ab und an auf die Stirn geküsst. Ich war nicht eifersüchtig, falls Sie darauf rauswollen. Das Einzige, was mich an der Beziehung der beiden nervte, war, dass ich dabei mitspielen musste. Sie erwartete, dass ich mich mit um Phil kümmerte, selbst wenn sie zu Hause war. Was ich überhaupt nicht eingesehen hab. Wir hatten uns deswegen ein paarmal ganz gehörig in den Haaren.

War es eine dieser Auseinandersetzungen, die dazu geführt hat, dass Sie weggeschickt wurden?

Nein. Das war was anderes. Phil spielte dabei auch eine Rolle, aber es ging eigentlich nicht um ihn.

Was ist passiert?

Es war eigentlich ganz witzig. Gegenüber von dem Mietshaus, wo wir wohnten, da gab's so ein großes unbebautes Grundstück, das ein paar Hippies zu so 'ner Art Gartenkolonie umfunktioniert hatten. Man konnte sich für eine Parzelle eintragen und darauf Gemüse anbauen oder was auch immer. Meine Freundin Moon hatte ein paar Hanfsamen, also haben wir beschlossen, da unser eigenes Gras anzubauen.

In einer öffentlichen Gartenanlage?

Nicht der genialste Einfall, ich weiß. Aber Sie müssen bedenken, Gras hatten wir bis dahin immer nur in Tütchen gesehen, wir hatten also keine Ahnung, wie groß die Pflanzen

werden. Wir sagten uns, das ist ein *Kraut*, und Kräuter sind niedrig. Wir dachten, wir könnten zur Abschirmung größere Pflanzen drum herum anbauen und dann das Zeug ernten, bevor irgendjemand was davon mitgekrigt hätte.

Also hab ich mich für eine Parzelle eingetragen, aber unter Phils Namen. Die Gartenkolonie war auch so ein Ort, an dem ich ihn abgestellt habe; aus Pflanzen machte er sich nichts, aber Tiere mochte er, und da gab's so herrenlose Katzen, mit denen er spielen konnte. Und genau das tat er, Katzen hüten, an dem Tag, als unsere Marihuana-Plantage aufgefliegen ist.

Eigentlich hätten die Hippies die Ersten sein müssen, die sie sahen, aber es war ein Streifenbulle. Der Typ hieß, so wahr mir Gott helfe, Buster Friendly. Wie Officer Friendly eines Nachmittags am Garten vorbeischlenderte, ging sein innerer Alarm los, und noch ehe die piep machen konnten, hatte er sämtliche anwesenden Erwachsenen mit dem Rücken an den Zaun gestellt und wedelte ihnen mit dem Meldewisch vor der Nase rum und wollte wissen, wer von denen Phil wäre. Und dann kam Phil an und zupfte ihn am Ärmel, und der Officer fragte ihn: »Sind das deine Marihuanapflanzen, mein Sohn?« Und Phil sagte ja, aber ohne mich an seiner Seite, die ihm »Zigeuner« ins Ohr flüsterte, war er kein sehr überzeugender Lügner, und Officer Friendly brauchte bloß zehn Minuten, um die Wahrheit aus ihm rauszukitzeln. Zehn Minuten später kam ich von Moons Haus zurück, um Phil wieder einzusammeln, und da war ich dran.«

Hat der Officer Sie festgenommen?

Er hat uns beide mit auf die Wache genommen, aber aufgeschrieben hat er uns nicht. Er hat die Einschüchterungsnummer durchgezogen: hat uns die Arrestzelle gezeigt, hat uns ein paar von den Losern vorgestellt, die da drin eingesperrt saßen, hat uns ein paar Horrorstors vom richtigen Gefängnis erzählt und wie viel schlimmer es da wäre. Sobald ich kapiert hatte, dass er uns gar nichts tun würde, war ich nicht weiter beeindruckt, hab aber so getan, als ob, weil ich mir dachte,

dass ich den Typ auf meiner Seite brauchen würde, wenn Mom erst aufkreuzte. Also hab ich so oft wie möglich »Sir« zu ihm gesagt und mich überhaupt bemüht, statt als kleines Miststück als kleiner Schelm rüberzukommen.

Schließlich kam meine Mom an und ist direkt auf mich los, ohne irgendwelche Vorreden. Mittlerweile hatte ich Officer Friendly so weit, dass er mich schon halb ins Herz geschlossen hatte, aber ganz ungeschoren sollte ich natürlich nicht davorkommen; wenn meine Mutter mir also lediglich ein paar gescheuert hätte, wäre er bestimmt nicht eingeschritten. Aber sie ist völlig ausgerastet, brüllte was von schlechter Saat, und dann hat sie angefangen, mich zu *würgen*, echt, und da hab ich die Nerven verloren und hab zurückgefightet, und dann wurd's voll dramatisch, mit Bullen, die aus anderen Zimmern reingerannt kamen, um uns zu trennen. Als die es endlich geschafft hatten, haben sie einen Sozialarbeiter reingerufen, und dann gab's so 'ne dreistündige Encounter-Session, wo meine Mom unmissverständlich klargemacht hat, dass sie mich, wenn die mich mit ihr nach Hause schicken würden, nicht bloß ohne Abendessen ins Bett stecken, sondern in der Badewanne ersäufen würde. Also mussten die einen Plan B aushecken.

Als es endlich so weit war, hat sich meine Mom bereit erklärt, zu einem Therapeuten zu gehen, von wegen Wut-Management und so, und dafür durfte sie Phil mit nach Hause nehmen. Ich bin auf der Wache geblieben, während Officer Friendly die beiden begleitet hat, um ein paar Taschen mit Klamotten von mir zu holen, und dann hat er mich zu meinem Onkel und meiner Tante ins San Joaquin Valley gefahren. Mittlerweile war es Nacht, aber er hat darauf bestanden, mich persönlich hinzufahren. Da hab ich zuerst gedacht, wow, der hat meine Kleiner-Schelm-Nummer tatsächlich geschluckt. Also hab ich weitergemacht, ihm weiter Theater vorgespielt, bis ich irgendwann mitten bei einer total erfundenen Geschichte über meine Mutter war, und da hat er mich so

angeguckt, und da hab ich kapiert: Der durchschaut mich. Er *weiß*, dass ich ihn verarsche, aber trotzdem bietet er mir diese Riesenchance, nicht weil er dämlich ist, sondern weil er ein anständiger Typ ist. Und da hab ich erst mal die Klappe gehalten.

Waren Sie dankbar, oder war es Ihnen bloß peinlich?

Beides. Hören Sie, ich weiß, was Sie jetzt denken: Vater weg, und da ist auf einmal diese männliche Respektsperson, die sich meiner wegen ein Bein ausreißt, bla bla bla, und ja, da ist tatsächlich was dran. Aber das bedeutete auch, da er cleverer war, als ich gedacht hatte, dass ich meinen Plan ändern musste.

Ich meine, ich hatte nicht vor, bei Onkel und Tante zu bleiben. Wie ich's mir schon im Kopf zurechtgelegt hatte, würde ich mich von Officer Friendly absetzen lassen, die Nacht über dableiben, frühstücken, vielleicht ein bisschen Knete klauen und dann den Abflug machen. Nach S.F. zurücktrampen und mal sehen, ob Moons Eltern mir erlauben würden, bei ihnen zu pofen. Aber jetzt stellte sich raus, dass Officer Friendly Grips im Schädel hatte, und so wusste er natürlich auch, was ich vorhatte.

Wir waren fast da, als er zu mir sagte: »Tust du mir einen Gefallen, Jane?« Ich sag: »Was?«, und er sagt: »Lass dir zwei Wochen Zeit.« Und ich brauchte nicht zu fragen, *wozu* ich mir zwei Wochen Zeit lassen sollte – er konnte meine Gedanken lesen. Also hab ich stattdessen gesagt: »Warum zwei Wochen?« Und er hat gesagt: »Das müsste genügen, dass du dich wieder abregst. Dann kannst du entscheiden, ob du wirklich eine Dummheit machen willst.« Da bin ich ein bisschen stinkig geworden, aber nicht so sehr, wie ich eigentlich gedacht hätte, und ich hab gesagt: »Was sind Sie jetzt, mein Pflegevater?«, und er hat gesagt: »Ist das der Preis?« Und damit hatte er mir wieder für ein paar Sekunden den Mund gestopft. Schließlich hab ich gesagt: »Zwanzig Mäuse«, und er hat gesagt: »Zwanzig Mäuse?«, und ich hab gesagt: »Ja. *Das* ist der Preis.« Aber er

hat den Kopf geschüttelt und gesagt: »Für zwanzig Mäuse musst du dir wenigstens einen Monat Zeit lassen.«

Den Rest der Fahrt haben wir nur noch gefeilscht. Ein Teil von mir dachte: Das ist lächerlich, aber ob's mir passte oder nicht, der Typ wurde mir langsam sympathisch, und deshalb hab ich *ernsthaft* gefeilscht. Am Ende haben wir uns auf fünf- undzwanzig Dollar geeinigt, aber ich musste ihm außerdem versprechen, dass ich ihn, wenn der Monat rum wär und ich wirklich beschließen sollte abzuhaue, zuerst anrufen und ihm die Chance geben würde, mir das auszureden. Dass er mich zu der Bedingung breitgeschlagen hat, das war schon ein geschickter Schachzug.

Inwiefern?

Na ja, er hatte es geschafft, dass ich ihn mochte. Jedenfalls so, wie ich in dem Alter eben einen Erwachsenen mögen konnte. Gleichzeitig war ich aber ebenfalls nicht blöd, ich wusste, dass er es in seinem Job mit Hunderten von Kids zu tun hatte, die meisten davon erheblich verkorkster als ich, wer weiß also, ob er sich in einem Monat überhaupt noch an mich erinnert hätte. Und angenommen, ich rief ihn wirklich an, und er sagte: »Jane *wer?*« – das hätte mir ganz bestimmt nicht gefallen. Aber abgemacht ist abgemacht, also gab's für mich nur zwei Möglichkeiten, ihn *nicht* anzurufen: entweder nicht wegzulaufen oder zu warten, bis die Situation so übel würde, dass es mir nichts mehr ausgemacht hätte, mein Wort zu brechen.

So kam es also, dass ich bei meinem Onkel und meiner Tante gelandet bin. Und dass ich bei denen auch geblieben bin.

Die beiden wohnten in Siesta Corta, was spanisch ist für »Weckt mich, wenn was passiert«. Es war eine Beule in der Straße zwischen Modesto und Fresno, mit allem, was sich ein Trucker oder ein Wander-Erntehelfer nur wünschen konnte: einer Tankstelle, einem Gemischtwarenladen, einem Diner, einer Bar, einem verwanzten Motel und einer Holy Roller

Church. Der Gemischtwarenladen gehörte meinem Onkel und meiner Tante.

Was waren sie für Menschen?

Alt. Sie waren Onkel und Tante von der Seite meines Vaters. Mein Vater war fünfzehn Jahre älter als meine Mutter gewesen, und meine Tante war seine ältere Schwester, also wenn man sie ansah, hätte man meinen können, sie wäre meine Großmutter. Mein Onkel war sogar noch älter.

War es für Sie ein komisches Gefühl, bei der Schwester Ihres Vaters zu wohnen?

Eigentlich nicht. Mein Vater spielte zu dem Zeitpunkt überhaupt keine Rolle mehr; als er uns sitzengelassen hatte, waren auch alle Kontakte zum Rest seiner Familie abgebrochen. Und meine Tante war völlig anders als er. Sie war mit meinem Onkel verheiratet – und wohnte in demselben Haus – seit Ende des Zweiten Weltkriegs.

Wie fanden es die beiden, dass Sie bei ihnen einzogen?

Wenn es eine andere Möglichkeit gegeben hätte, glaube ich nicht, dass sie mich freiwillig so lange bei sich hätten wohnen lassen, wie ich dann schließlich geblieben bin, aber sie haben sich nie darüber beklagt.

Dann sind Sie also gut mit ihnen ausgekommen?

Ich hatte kaum eine andere Wahl. Ich hatte noch nie Leute getroffen, die jeder Konfrontation so konsequent aus dem Weg gingen wie die beiden: Es war total unmöglich, sich mit ihnen zu zoffen. Und es war nicht so, dass sie keine Regeln gehabt hätten; aber sie brachten einen einfach dadurch dazu, sich zu benehmen, dass sie es einem unmöglich machten, es nicht zu tun.

Wie zum Beispiel, also, mein Onkel war der Typ, der gern abends vorm Schlafengehen ein Glas Whiskey trinkt. Ich fand, das wär 'ne ganz gute Idee, also bin ich in der zweiten Nacht, wo ich da war, sobald er ins Bett gegangen war, in sein Arbeitszimmer geschlichen und hab mich bedient. Und ich hab nicht viel genommen, aber bei Typen, die jeden Tag trinken,

ist es so, dass sie ganz genau wissen, wie viel in der Flasche, die sie gerade in Arbeit haben, noch drin ist, und wenn der Pegel auch nur um einen halben Zentimeter sinkt, merken die das.

So – wenn meine Mom mich beim Trinken erwischt hätte, und dazu noch von ihrem Stoff? Die wär in zwei Komma null Sekunden auf mich losgegangen. Mein Onkel hat keinen Mucks getan – aber wie ich am nächsten Tag am Arbeitszimmer vorbeikomme, hör ich von innen Bohreräusche, und als ich mir an dem Abend wieder einen Schlummertrunk genehmigen wollte, hing an der Hausbar ein brandneues Vorhängeschloss. Ein *Riesen*-Vorhängeschloss, so groß wie 'ne Faust, von der Sorte, die man nicht geknackt kriegt.

So haben die es bei allem gemacht, was ich ausgefressen hab. Sie haben mir nie Vorträge gehalten; sie gingen davon aus, dass ich wüsste, was Recht und was Unrecht war, aber wenn ich mich darauf versteifte, Unrecht zu tun, fanden sie immer 'ne Möglichkeit, mir einen Strich durch die Rechnung zu machen.

Eines Morgens fragte mich meine Tante, ob ich nicht Lust hätte, im Laden zu helfen. Normalerweise hätte ich nicht im Traum daran gedacht, aber ich langweilte mich schon dermaßen zu Tode, dass ich okay gesagt hab. Am Ende des Tages hat sie mir fünfzig Cent gegeben, was mir ziemlich knickrig vorkam für acht Stunden, auch wenn ich fast nur in Zeitschriften rumgeblättert hatte. Nächster Tag, gleiche Geschichte. Am Tag danach bin ich gegen Mittag ausgebüxt, und anstatt zu warten, bis ich bezahlt wurde, hab ich mir zwei Dollar aus der Kasse geholt. Dann wollte ich an dem Abend vor dem Schlafengehen die zwei Dollar in die Schublade tun, wo ich meinen bisherigen Lohn und die Knete von Officer Friendly aufbewahrte, und anstelle der sechsundzwanzig Dollar, die da hätten sein müssen, hab ich da bloß vierundzwanzig gefunden. Es war klar, was passiert war, aber ich hab trotzdem die Schublade rausgerissen und umgedreht und geschüttelt, nur für den Fall, dass das übrige Geld irgendwo hängengeblieben wäre. Ein einzelner Quarter fiel raus.